



Weisheit des Traums, Leichtigkeit und Fledermausklugheit

Zur Erinnerung an Catarina Carsten und ihr Werk

von Karl Müller

Im Oktober 2019 ist die gebürtige Berlinerin Catarina Carsten, Lyrikerin, Prosaistin und Journalistin, langjährige Präsidentin des P.E.N.-Clubs Salzburg und 1. Rauriser Marktschreiberin (1984) in ihrem hundertsten Lebensjahr verstorben – über lange Jahre hinweg war sie die Grande Dame der Literatur in Salzburg, zurückhaltend, vornehm, großzügig, menschen- und naturverbunden, sprachsensibel, von beeindruckender Belesenheit und voll weisem Wissen. Seit 1964 lebte sie mit ihrem Mann, dem Musikpädagogen und Komponisten Hermann Regner (1928–2008), und ihrer Familie in meinem Geburtsort Puch bei Hallein. Seitdem war sie meine Nachbarin, die ich seit den 1990er-Jahren fast jede Woche auf einen kurzen Plausch besuchte, nach dem sie mir oft das eine oder andere ihrer Gedichte – *par cœur* – mit auf den Weg gab; und Ihr Mann komponierte für ein kammermusikalisches Trio und Quartett, denen ich angehöre, die schönsten Stücke, die wir uraufführen durften.



Foto: Otto Müller Verlag © Burgl Czeizschner

Catarina Carsten (1920 – 2019)

Pointierte Prägnanz und minimalistische Verknappung für die Thematisierung von Fragen existentieller Bedeutung und für die poetische Vermittlung von Lebenserkenntnis und Weltferfahrung, auch von religiöser, undogmatischer Überzeugung – das sind die prägenden Kennzeichen von Carstens literarischem Werk. Humor, Ironie, aber auch verzweifelter Sarkasmus dürfen nicht fehlen. Nicht zufällig war sie eine Bewunderin von Kurt Tucholsky. Als sie sich im Salzburgischen ansiedelte, wählte sie dafür das „Castello“ in Puch bei Hallein, ein Haus, das ein vielgeliebter Ort und zugleich ein bedeutendes Zeichen geworden war:

*Meine Zuflucht, meine grüne Fluchtburg,
angesiedelt auf einem Hügel, auf Fels,
nicht auf Sand gebaut. [...] Ich habe zehn
Jahre nicht gewagt, die Worte zu suchen.
[...] Meine grüne Zuflucht, meine grüne
Fluchtburg, im großen Kreis geschwun-
gen, nicht von mir errichtet, nicht von
mir erobert, zugefallen, betreten ohne
Verdienst und gewusst: hier. Aufgehoben
und gesichert wie der Verfolgte im
Bannkreis des Altars für Ewigkeiten,
Stunden, Augenblicke.
(Herr Charon, 1977)*



Foto: Karl Müller

Das „Castello“, Carstens Fluchtburg

>>>



Damals

Damals standen die Uhren still,
die Sonne verschwendete Zeit.

Der Wald brach aus
und füllte die Nächte mit Atem.

Wir waren außer uns
und umarmten die Sterne,

betteten uns auf Zyklopen,
lebten wie Götter

und wussten es nicht.

Die Gedichte sind entnommen dem Buch:
Catarina Carsten *Nicht zu den Siegern*.
Wien: Edition Doppelpunkt 1994

Etwa 700 Gedichte, viele noch unpubliziert im Nachlass, stammen aus ihrer Feder. Deren gemeinsames poetologisches Fundament, das vorsichtig-sensible Verhältnis zum Wort hat die Autorin – in Abwandlung bekannter Überlegungen Ilse Aichingers – schon sehr früh, zu Beginn ihrer lyrischen Spracharbeit, folgendermaßen formuliert:

Nichts ist leichter, als einem Wort zu misstrauen. Nichts ist leichter, als über einem Wort verrückt zu werden. [...] Aber mit Misstrauen ist nichts getan. Mit Vertrauen alles. [...] Man muss mit Vor-Sicht an die Worte herangehen. Wie man Eis im März betritt.
(Vor-Wort, 1977)

Catarina Carsten hatte sich ein ausgeprägtes Verhältnis zum Schönen und Erhabenen in all seinen Facetten in Gesellschaft, Natur und Kunst erworben und zugleich – zuerst als Nachkriegskind in den 1920er-Jahren und schließlich als junge Frau mitten im Nazi-Berlin des Zweiten Weltkriegs – ein feines Sensorium für Bedrohungen, den Schrecken, die Gefahren und das Katastrophale angeeignet und dennoch – geborgen in ihrer unerschütterlichen Gläubigkeit – Hoffnung und Zuversicht nicht verloren. In zahlreichen Prosastücken und Gedichten werden immer wieder Anlässe sichtbar, sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen oder, wie es poetisch heißt: „Auf schwankender Sehnsuchtsfährte / erstarrter Sicherheit fern, / irrt der Jahrtausendfremde / zwischen Rose, Chimäre und Stern.“ (Im *Labyrinth der tausend Wirklichkeiten*, 1999). Da war Carsten schon 80 Jahre alt. Ihren Gedichtband *Zwischen Rose, Chimäre und Stern* (1996) eröffnet sie im Zyklus „Orte“ mit dem Gedicht *Leeres Haus*, sinnbildlich für das zu bewältigende Leben, auf dass dieses in geduldiger Arbeit zu einem bewohnbaren gemacht werde, versehen mit der beschwörenden Geste: „Es wird gut sein hier.“ Dies war

Ausdruck ihrer unverrückbaren Haltung – ein Trotzdem. Die geschnitzte Friedenstaube über dem Eingang ihres Castelllos stellte das verbindliche Orientierungszeichen dar. Ein wichtiges Element ihres Selbstverständnisses war es auch, dass sie viele ihrer Rezitationen mit der Erzählung *Der Großvater, die Großmutter und Hans* einzuleiten pflegte, die schmerzliche Erinnerung an den sinnlosen „Heldentod“ des achtzehnjährigen Hans und an das Mädchen Johanna, die von der Großmutter Hans genannt wird, als Bürgin eines Lebens in Frieden.

(*Wenn es am schönsten ist*, 1995)

Viele Geschichten und Gedichte der Catarina Carsten sind ein unverkrampftes *memento mori*. Sie sind zutiefst vertraut mit den allzeit vorhandenen Gefährdungen und Verdunkelungen des Lebens, aber auch in ebenso intensivem Maße mit dem Wissen um die Kräfte des überwindenden Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die Rettung und Sicherheit verheißen. Catarina Carstens Dichtung will auch Trost vermitteln, der ihrer nicht doktrinären Religiosität entspringt und unablässig aus dem Bilderschatz der Bibel schöpft. Über ihr Selbstverständnis als dem Wort Verpflichtete hat sie geschrieben:

Auf die Frage nach meinem Beruf hab' ich von jeher geantwortet: Schreiber. Befremden. Früher war ich noch höflicher als heute, habe hinzugefügt: Journalist. Oder Schriftsteller, was im ersten Fall mäßiges, im zweiten unmäßiges Interesse hervorrief. Seit ein paar Jahren beschränke ich meine Auskunft auf Schreiber. Kürzer kann eine Wahrheit nicht lauten.
(Vorspiel, Rauris 1984. In: *Das Tal vor meinem Fenster*, 1987)

Catarina Carsten stammte aus einer katholisch-protestantischen Bürgerfamilie – Buchhändler, Pfarrer, Lehrer waren die Berufe der Vorfahren. Der Vater war Bankdirektor, die Mutter Hausfrau. Ihnen widmet die Autorin eine ihrer bewegendsten poetischen Traum- und Sehnsuchts-Reisen, zuletzt in dem autobiografischen Skizzenbuch *Hungermusik* (1997): Die Ich-Erzählerin bricht gemeinsam mit dem Mädchen Barbara auf, um nochmals ihre geliebten Eltern zu treffen:

Meine Toten sind sehr lebendig. Auch die Eltern. [...] Die Eltern sind noch nicht da. Sicher haben sie einen weiten Weg. Ich will noch warten. [...] Die Eltern kamen nicht. Niemand sprach von ihnen [...] [...] „Sie kommen nie mehr, nicht wahr?“ [sagt Barbara] „Nein“, sagte ich, „nie mehr. Nicht einmal im Traum.“ Vorbei an den gewilderten Gärten, in denen nichts blühte. Aber ich wusste, dass hier früher einmal Glyzinien, Goldregen und Rotdorn geblüht hatten.
(*Hungermusik*, 1997)



Früh findet Catarina Carsten zum Schreiben, vorerst aber hauptsächlich als Journalistin, die u. a. für den *Berliner Lokalanzeiger* arbeitet. 1945 kommt sie aus der zerbombten Hauptstadt in den süddeutschen Raum, in den Allgäu, wo sie bis Mitte der 1960er Jahre lebt und hauptsächlich für die *Augsburger Allgemeine* (zwischen 1947 und 1958) arbeitet, aber auch ihre erzählerische Begabung in Beiträgen für das Zeitungs-Feuilleton verwirklichen kann. Ein Band *Legenden* erscheint in diesen frühen Jahren um 1950. Mehrere Prosa-Bücher, die bei Herder in Wien/Freiburg erst seit 1980 publiziert werden, enthalten viele dieser frühen Arbeiten – humorvoll-heitere, unbeschwerte und leicht lesbare Prosa, so sagt Carsten heute darüber, eben „Alltag mit fliegender Feder notiert“, wie der sprechende Untertitel einer dieser Sammlungen lautet (*Was eine Frau im Frühling träumt*, 1980). Carstens Erinnerungen aus ihrer *Hungermusik* (1997) wissen freilich auch Beklemmendes aus dem Leben einer Frau zu berichten, die, eingespannt zwischen den anscheinend unzerstörbaren Mechanismen des weiblichen Alltags und des Journalistinnenberufes sowie dem unaufhebbaren Bedürfnis nach poetischem und künstlerischem Ausdruck, fast zu zerbrechen droht. An vielen Stellen und in zahlreichen Anspielungen beschwört Carsten aber zugleich, sowohl in ihrer Prosa als auch in ihren Gedichten, jene lebenserhaltende Kraft, die Erschöpfung und Todeszugeneigtheit zu bannen versteht. Der Leitsatz dafür steht in ihrer Erzählung *Das größte Kompliment*, in der es der Kantor ist, der dem jungen Mädchen die knappste, zugeneigteste imperativische Lebens-Lehre erteilt:

„Leben Sie, zum Teufel nochmal, leben Sie! [...] Und – auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole – leben Sie! [...] Merken Sie sich das.“ *Ich merkte es mir.*
(Wenn es am schönsten ist, 1995)

Nachdem sie mit ihren drei Kindern und ihrem Mann, der an das Orff-Institut des Mozarteums berufen worden war, übersiedelt war, setzte sie vorerst ihre journalistische Arbeit fort. Ihr Hauptinteresse galt politischen Verbrechen und dem Psychodrama einer Betroffenen in der Zeit des Kalten Krieges (*Der Fall Otillinger. Eine Frau im Netz politischer Intrigen*, 1983) sowie Schicksalen am Rande der Gesellschaft – also in Not Geratenen und in psychischer Bedrängnis lebenden Menschen – unter dem warnenden und zugleich wissenden Oscar-Wilde-Motto: „Wer unter die Oberfläche dringt, tut dies auf eigene Gefahr.“ Ausdruck dieses Engagements sind mehrere gut recherchierte und unsentimental geschriebene Bücher mit den Titeln *Psychisch krank. Bericht einer Journalistin aus einer offenen Nervenklinik* (1976) oder *Wie Thomas ein zweites Mal sprechen lernte. Dr. Martin F. Schwartz und seine Arbeit mit Stotterern* (1985). Ihre Lebendigkeit ist Carstens empathischem Blick in die Innenwelt von Betroffenen geschuldet und

Gewissheit

Die Jahre kommen und gehen.
Wir gehen mit.
Wir staunen über ein Himmelblau,
über die Rosen im Schnee.
An den Abenden
sind wir glücklich,
unsere Lebensgemeinschaft,
unsere Todesgemeinschaft
mit Musik zu besiegen.
Was bleibt aber -
wir wissen es nicht.
Wir staunen, dass wir nichts wissen
und unseres Bleibens
so gewiss sind.

schöpft aus dem Wissensschatz der Weltliteratur und der Philosophie. „Die Schicksale kann man nicht erfinden. Die Wirklichkeit übertrifft jede Fantasie.“ (*Morgen mache ich das Jüngste Gericht*, 1975)

Carsten war bereits 55 Jahre alt, als ihr erster Lyrikband *Morgen mache ich das Jüngste Gericht* (1975) als das Ergebnis traumatisch zu nennender Erfahrungen mit psychisch Kranken und dem „Fremden“ erschien. Aber seitdem brach es aus ihr geradezu heraus: Gedicht- und Erzählbände sowie Autobiographisches (z. B. *Hungermusik. Ein autobiographisches Skizzenbuch ohne Ende*, 1997; *Auf Nimmerwiedersehen. Berliner Kellernotizen aus den Jahren 1943–1945*, 2001; *Glück und Glas. Lebendige Erinnerung*, 2004) wechselten sich kontinuierlich ab – bis zu ihrem 90. Lebensjahr sollten es zwölf Publikationen werden – dann ließen die Kräfte nach, obwohl ihr, wie sie mehrfach versicherte, die Verse im Tagtraum unentwegt zuflogen: „Wollen Sie den Vers der gestrigen Nacht hören?“ – *Par-cœur*-Rezitiertes war immer ein Geschenk, das ich auf meinen Weg mitnehmen konnte. Ihren letzten Gedichtband widmete sie 2010 – als 90-Jährige – ihrem verstorbenen Mann: Es sind herzerreißende, poetisch herausragende Liebesgedichte: *Dass nichts verloren ist. Eine Liebe*. – „An jedem Abend / Musik: / Bartók, Mozart und Bach – / immer das letzte Mal ...“.

Was waren die Koordinaten und Quellen von Catarina Carstens poetischer Existenz und Identität? „Auf schwankender Sehnsuchtsfährte“, „Jahrtausendfremde“, „Erstarrter Sicherheit fern“ – so lauten einige bedeutungsvolle Wegweiser zu ihrer Welt, angereichert von ihren weitgespannten philosophischen, theologischen und literarischen Lektüren. Liebeserfahrung, die Faszination des Schönen, >>>



die Erfahrung von Hoffnung, wenn auch oft einer verzweifelten, die Erfahrung von Zeit, Dauer und Vergänglichkeit, Abgründiges und Erschreckendes – Chimäre –, das sind die poetisch formulierten und bestimmenden Konstituenten ihres Gefühls- und Bewusstseinsraums: „Im Labyrinth / der tausend Wirklichkeiten / nützt kein Scharfsinn; / nur Weisheit des Traums, / Leichtigkeit / und Fledermausklugheit.“ (1999) Die intensive Nähe zum Tod als dem selbstverständlichen Wegbegleiter des Lebens ist substantieller Bestandteil ihres Werkes: Die Jedermann-Geschichte vom Herrn Charon (1977), der sich als freundlich-geduldiger, nebenan wohnender und immer bereiter mythischer Fährmann über den Styx in die Totenwelt entpuppt, ist ein deutlicher Fingerzeig. Die einfach scheinende Erzählung ist eine parabelhafte Lebensreise, zwischen Wachsein und Traum angesiedelt. Am Ende lächelt Charon über den endlich glücklich Angekommenen. An anderer Stelle steht die Frage: „Warum legst du die Ruder ein, / Fährmann, / warum ziehst du das Boot an Land?“ (*Zwischen Rose, Chimäre und Stern*, 1996)

Catarina Carsten wusste auch um das geschwisterliche Hand-in-Hand von Melancholie und Euphorie (z. B. „*Sommerschlußverkauf*“. *Meine Hoffnung hat Niederlagen*, 1988) als polare, dialektisch natürliche Ausdrucksformen des Lebens, geborgen letztlich aber im „alten Gesetz“, dem „blühenden Rund schützender Ordnung“, wie es in einem ihrer der Erinnerung an Martin Buber geschuldeten Gedichte heißt. (*Nicht zu den Siegern*, 1994) Senecas Aphorismus von der Kunst des lebenslangen Leben- und Sterbenlernens steht nicht nur als Motto über einem Kapitel eines ihrer Gedichtbände, sondern auch in einer ihrer Erzählungen. Carsten weiß um die vielfältigen „Schrecken der Hölle“, wozu ein Tag reichlich genug Zeit bietet (nach Ludwig Wittgenstein) – sie kennt deren Erscheinungsformen und weiß sie in vielem wiederzuerkennen, genauso wie sie die Zeichen des Lebendigen beschwört und um jene inneren und kosmischen Kräfte weiß, die ein geglücktes Leben ermöglichen. Ein ganzes Kapitel widmet sie in ihrem Gedichtband *Nicht zu den Siegern* (1994) den vielfältigen Schrecken des Tages, aber es wäre nicht Carsten, würden nicht dem Leidenden, Trauernden, Verzweifelten, dem „Verpuppten“, „Zusammengeschlagenen“, Todgeweihten, Einsamen, dem Gewissensgepeinigten und auf vielfältige Weise Gefolterten Genesung und Erlösung zugesprochen: „Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume?“ (Günter Eich)

Carstens besondere Zuneigung galt Kindern – sie wusste in ihre Seelen zu schauen: *Das Beste von der Welt. Kindergeschichten für Erwachsene* (1998) ist dafür ein beredtes Zeugnis. Kinder-Weisheitsmund – dem alltäglichen Leben abgelauscht, aufgezeichnet, erinnert und

mitgeteilt in einer Sammlung von fast 70 Geschichten und Anekdoten. Erzählerische Petitessen mit Tiefgang sind das – zum Nachdenken und Erschrecken, zum Lachen und Schmunzeln. Ihrem Buch hat sie ein Motto mit dem „kindlichen“ Titel „Hopsa“ vorangestellt: Von tempelhüpfenden Kindern ist da die Rede, die das Straßenpflaster mit Kreidestrichen in „la vie“- und „la mort“-Felder eingeteilt haben und diese „geschickt zwischen Leben und Tod“ durchhüpfen. „Seit jeher scheinen die Kinder zu wissen, was auf dem Spiel steht“, lautet der lakonische Kommentar der Autorin. Es ist ihr ureigenstes Thema. Narren und Kinder, so heißt es ja, lehren uns die Wahrheit, dass das Große klein und das Kleine groß sein kann, das Harmlose gefährlich und das Bedrohliche stärkend.

Ihre ganz besondere Aufmerksamkeit gehörte dem nicht-verbrauchten Wort: „Das Wort ist ausgewandert in die Wüste. Was es zurückgelassen hat, ist Schrei und Schweigen. Wer beides nicht erträgt, der muss ihm nachgehn, bis er verdurstet oder Wasser findet“, so sagt sie in einem ihrer Gedichte. Dementsprechend sind Gedichte für sie Orientierungskompass in der komplexen Wirklichkeit (nach Günter Eich), sie sind „zur Ruhe gekommene Unruhe“ (nach Reiner Kunze), gefasst in eine Form, die das Ergebnis mühevoller Spracharbeit ist, oft aber auch ein ihr zugefallenes Glück eines goldenen Wortes, dessen „Boden [ausgetreten ist] von jahrhundertelanger Benützung.“ (*Meine Hoffnung hat Niederlagen*, 1988). Carsten hatte ein sehr behutsames, vielleicht sogar asketisches Verhältnis zur Sprache – gerade wegen ihrer Überzeugung, dass „das, was uns „zu sagen bleibt [...] / unter dem Himmel / noch immer ein Rest“ sei und aus Liebe gesprochen werden müsse, obwohl uns „für das Schönste und Schrecklichste / [...] der Engel / die Lippen versiegelt“ habe. (*Nicht zu den Siegern*, 1994)

Etwa 30 Jahre lang durfte ich Catarina Carsten als meine Nachbarin erleben. Wer meinte, hier hätte eine einsam in ihrer Subjektivität verwobene und vom Getriebe der Welt und des Lebens abgeschnittene Künstlerin und Intellektuelle gelebt, irrte. 1995 bat man sie, anlässlich einer sogenannten Jungbürgerfeier die Festrede zu halten. Sie gab ihr den programmatischen Titel *Leben Sie aufmerksam!* Carsten appellierte damals an das Gerechtigkeits- und Verantwortungsgefühl, an Zivilcourage und lobte die Freude des Erkenntnisgewinns, sprach für die Pflege des Schönheitssinns und nicht zuletzt für eine Kultur geduldiger Friedensbereitschaft – „gegen die Infamien des Lebens“. Unwiderrprochen blieben Carstens Aussagen damals nicht – das war zu erwarten gewesen. Wer aber verstehen wollte, verstand.

Zu einem reichen und sinnerfüllten Leben gehört noch etwas Entscheidendes, das viele Menschen als über-



flüssig bezeichnen. Ich meine Bücher, ich meine Musik, Theater, das, was man die schönen Künste nennt. [...] Das alles ist kein Luxus, wie manche meinen. Es ist lebens-notwendig. Es macht uns reicher.

In ihren letzten Lebensjahrzehnten fand sie geistige Heimat und Geborgenheit im Benediktiner-Europakloster Gut Aich in St. Gilgen. Dort fand sie auch ihre letzte Ruhestätte.

Karl Müller, geb. 1950 in Puch bei Hallein; Studium der Germanistik und Anglistik, Lehrbefugnis für Neuere deutsche Literatur und Fachbereichsleiter Germanistik der Universität Salzburg (2007–2011). Gastdozenturen in Debrecen, Lemberg, Amsterdam und Leiden; Publikationen zur österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, zur Geschichte der Literaturwissenschaft und zur Literaturpolitik. Mitglied des Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte an der Universität Salzburg (seit 2004); Vorsitzender der Theodor Kramer Gesellschaft (Wien, 1996–2021) und des Literaturhauses Salzburg (1997–2010); Vorsitzender des „Salzburger Musikvereins. Dialoge zwischen Klassik, Moderne und Volksmusik“, Leiter des Online-Projekts „Österreichische Schriftsteller und Schriftstellerinnen des Exils seit 1933“.

Preis des Fonds der Landeshauptstadt Salzburg zur Förderung von Kunst, Wissenschaft und Literatur (1998), Großes Verdienstzeichen des Landes Salzburg (2010).



Foto: Karl Müller

... wo einst die Fluchtburg stand

Eine Ergänzung des Autors:

Inzwischen wurde das Haus auf dem Pucher Felsen von den Erben an einen prominenten Geschäftsmann verkauft. Dieser ließ nun den Felsen wegsprengen, um sein Anwesen zu errichten. Ein weiterer Beitrag zu einem Salzburger Schwarzbuch?

Liebe

Auf allen Meere daheim
der hellen und dunklen Verzweiflung,

immer im Unterwegs
zum einzigen Meer, das trägt:

Anker geworfen im Wunder,
Fuß gefasst im Vertrauen.

Zum ersten Mal

Jetzt stürzt der Frühling uns wieder
in den Abgrund aus Veilchenblau,

schlägt uns mit der Atemlosigkeit
des eigenen Herzschlags,

reißt uns empor
in die Verlockung des Seidelbasts,

hält uns den Spiegel hin
in den Augen des Du,

zum tausendundeinen,
zum ersten Mal.